

Im "sonnigen" Süden [Schluss]

Autor(en): **Trösch, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 37

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639275>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Und mir,“ sagte nun stotternd der übelhörige Jakobseh, „mir muß der Apostel Jakobus, der ältere auf das Bildnis und kein anderer. Zum ersten darf er sich neben den andern Aposteln wohl sehen lassen und zum andern heißen die Mannsleute der halben Gemeinde nach ihm und zum dritten und letzten . . .“

„Ich meinerseits,“ wagte der Schulmeister die stotternde Rede zu unterbrechen, „wäre für den Apostel Thomas. Nicht etwa bloß, weil er mein Namenspatron ist, sondern auch . . .“

„Was,“ schnarchelte ihn der Kirchenvogt ab, „den Apostel Thomas willst du auf dem Bildnis haben? Ist er denn nicht der erste gewesen, der an unserm Herrn und Heiland gezeuget hat? Den Liebesjünger wollen wir, sag' ich!“

„Den Apostelfürsten und keinen andern!“

„Jakobus der ältere soll her!“

Kurzum, jeder wollte seinen Apostel ob dem Hochaltar sehen. Da holte der Pfarrherr nochmals mächtig aus und legte sich für Mariä Himmelfahrt ins Zeug, daß es eine Art hatte. Er wolle aus seiner Kirchendecke ein kleines Abbild des Himmels machen lassen und da wüßte er wahrhaftig kein passenderes und würdigeres Bildnis für den Hochaltar, als die Gottesmutter und Himmelskönigin Maria, wie sie mit ausgestreckten Armen vom Sterbebett, aber lebend, jubelnd in den Himmel hinauffahre. Sie sei ihnen allen ja täglich die beste Fürbitterin und stehe doch gewiß weit über allen Aposteln und Heiligen, da sie Gottes Thron und Ohr am nächsten sitze. Zudem könne man ja, wenn es doch sein müsse, den Liebesjünger Johannes, den Apostelfürsten Petrus, Jakobus den ältern, den ungläubigen Thomas, überhaupt sämtliche Apostel als Nebenfiguren auf das Gemälde bringen.

Endlich gelang es dem Pfarrer doch mit Ach und Krach, und nachdem er heimlich mehrmals den heiligen Geist zu Hilfe gerufen, Mariä Himmelfahrt als Hochaltarbild durchzusetzen, unter der Bedingung freilich, daß die Apostel und, besonders sichtlich, der Liebesjünger Johannes mit auf das Gemälde kämen. Denn, sagte brummend der alte Kirchenvogt, er glaube sich um das Kirchenwesen von Stagelegg soviel verdient gemacht zu haben, daß sein Namensheiliger sich nicht hinter den andern Aposteln zu verbergen brauche.

Der übelhörige Jakobseh aber und der Gemeindepräsident, die es heimlich wurmte, daß der Liebesjünger auf dem Altarbild besonders hervortreten sollte, verlangten zuletzt mit

anerkennenswerter Hartnäckigkeit, das die Muttergottes mit sieben Schwertern in der Brust himmelfahren müsse.

Nur mit einem außerordentlichen Aufwand von Beredsamkeit brachte der Geistliche die beiden Bauern dahin, daß sie die Art der Ausführung der Himmelfahrt ihm und vorab dem Maler überließen. Wie sie aber heim zum Viehhüttern gehen wollten, hielt sie der Pfarrer zurück und sagte, er habe noch etwas wenigens zu verhandeln. Da hockten sie widerwillig noch einmal ab. Was er denn noch habe, wollte der Gemeindepräsident wissen.

„He,“ meinte der Pfarrer kurz, „der Maler, der da gestern beim Kirchenvogt eingezogen ist, muß ein Modell haben.“

„Was muß er haben?“

Die Bauern schauten erst den Pfarrer und dann sich gegenseitig nicht anders an, als ob einem jeden ein Horn aus der Nase wüchse.

Da erklärte der Geistliche die Bedeutung eines Modells, und als sie ihn nicht verstehen wollten, ging er noch weiter und suchte ihnen seinen Nutzen und seine Notwendigkeit möglichst klar zu machen, indem er die halbe Kunstgeschichte zitierte. Es dauerte aber ein geraumes Weilehen, bis er seinen Kirchenräten die Zweckmäßigkeit eines Modells beigebracht und ihnen begreiflich gemacht hatte, daß die Muttergottes dem Maler nicht persönlich erscheinen werde, damit er sie in aller Muße für ihr Kirchlein abmalen könne. Nach vielem Kopfschütteln der würdigen Kirchenpfleger fragte endlich der Gemeindepräsident Hanspeter: „Ja, um's Himmels willen, wer soll den aber das Modell oder wie's heißt, es ist ja ein Dreck daran gelegen, machen?“

Der Pfarrer schmunzelte, daß er sie glücklich soweit hatte. „Ja eben,“ sagte er dann mit schier besorgter Miene, „das ist die Frage: Woher das Modell nehmen? In den Städten gibt es Weibsbilder, die für Geld sich dazu hergeben. Zum einen sind es aber nicht immer die schönsten und täten sich weit eher für sündige Maria Magdalenen schicken als für die unbefleckte Jungfrau Maria. Und zum andern meine ich allerweil, wir könnten das billiger und besser im eigenen Lande finden.“

„Das meine ich auch,“ fiel der Kirchenvogt unbedenklich ein.

„Und so habe ich denn den Maler gefragt und er meinte, eure Tochter, Kirchenvogt, das Marieli wäre ein Modell für die Muttergottes wie gewünscht.“ (Fortf. folgt.)

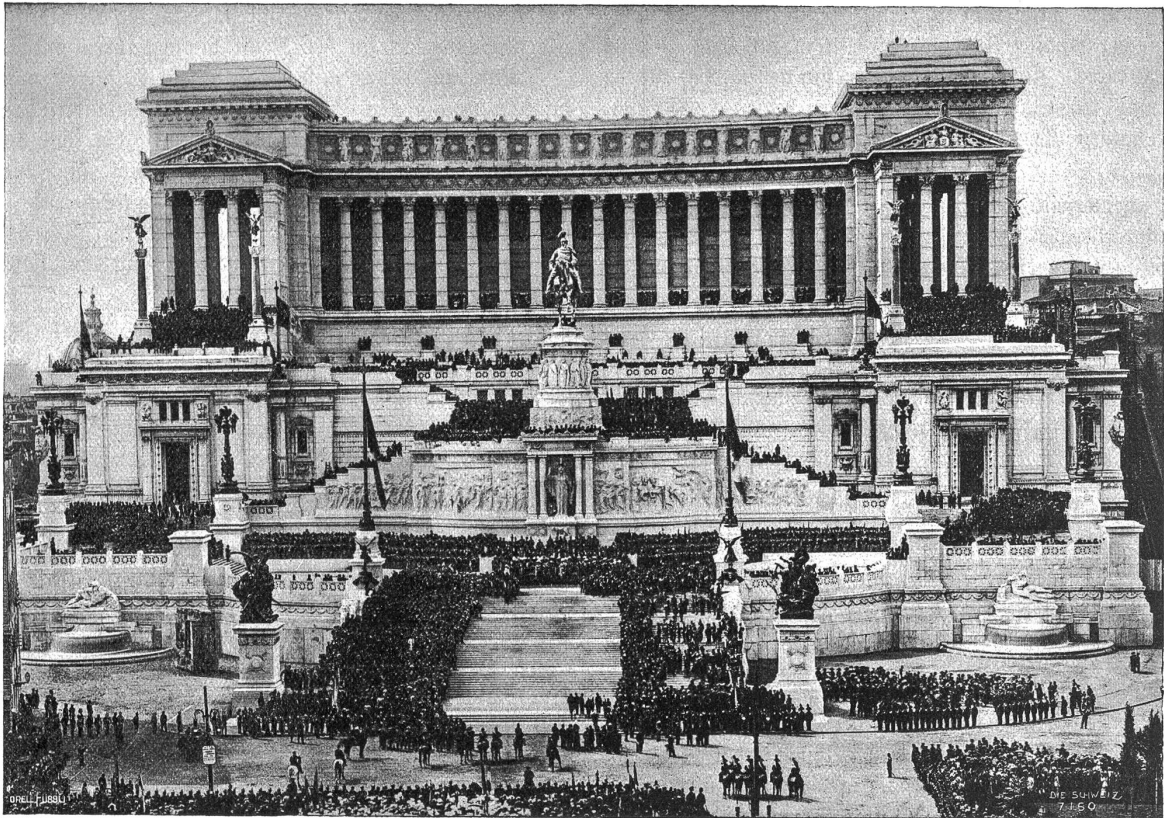
Im «sonnigen» Süden.

Reise- und Hitzeplauderei von E. Trösch, Bern.

(Schluß.)

Es war in Lérici, einem wunderschön gelegenen Nest am Golf von Spezia, wo ich mich ein paar Tage von den Strapazen meiner Studienreise erholte. Der Ort, den eine gewaltige, imposante Burg beherrscht, besitzt einen vorzüglichen Badestrand, und das einfach, aber zweckmäßig eingerichtete Badeetablisement wurde jeden Tag von 600 bis 800 Personen aus Lérici selbst, aber auch aus Spezia und andern Orten am Golfe besucht. Eine doppelte Flucht von Ankleidekabinen flankierte eine zentrale Plattform, auf der getanzt, gespielt, gegessen und gezecht wurde. Solange eine der vor-

deren Kabinen frei war, wagte ich es, freilich nicht ohne Bedenken und nachträgliche Selbstvorwürfe, Börse und Uhr in meinen Kleidern zu belassen. Da aber die Kabinen unverschließbar waren, und zahlreiche Personen beiderlei Geschlechtes vor den Kabinen herumstanden oder ab- und zgingen, so nahm ich mir vor, meine Kabine fest im Auge zu behalten. Damit war's nun freilich so eine Sache in dem herrlichen Meerbad, wo man sich mit unbeschreiblichem Wohlgefühl von den sanften Wellen schaukeln ließ, wo man zum erstenmal ein Leben und Treiben, unendlich bunt und mannig-



Das Nationaldenkmal in Rom. Enthüllungsfeier am 4. Juni 1911.

faltig, zu beobachten Gelegenheit hatte! Ich ertappte mich mehrmals dabei, daß ich meine Kabine Viertelstunden lang vergessen hatte. Ein paar Mal eilte ich an den Strand, um nachzusehn ob die Nachfrage nach Uhren und Börsen noch nicht bis zu meiner Kabine gedrungen sei, was glücklicherweise nie zutraf. Die Gelegenheit zum Diebstahl war aber hier so günstig, daß ich mir vornahm, meine Wertsachen ein andermal unfehlbar beim Kassier des Etablissements zu deponieren. Am selben Nachmittag war der Andrang in der Badanstalt so groß, daß ich erst nach einigem Warten eine Kabine in der hintern Flucht ergattern konnte. Auch hier waren die Ankleidezellen zwar mit Türen versehen, aber nicht verschließbar; es fehlte zudem jede Aufsicht, und auch von den Badenden konnten die Zellen nicht beobachtet werden. Für irgend einen Menschen mit unlautern Absichten — es brauchte nicht einmal ein Dieb von Profession zu sein — mußte hier die Gelegenheit, sich fremdes Gut anzueignen, geradezu entzückend erscheinen.

Neben dem Haupteingang saß an einem kleinen, offen hingestellten Tischchen der Kassier der Anstalt. Ich trat auf ihn zu.

„Si depongono qui oggetti di valore?“

Der Mann sah mich groß an.

„Non ci sono ladri!“ sagte er achselzuckend, als fühlte er sich beleidigt, daß man hier überhaupt an Diebe denken könnte.

„Ma te vuole . . .“

Ich konnte mich nicht in ein Gespräch über die Wahrscheinlichkeit, bestohlen oder nicht bestohlen zu werden, einlassen, da eben neue Ankömmlinge an das Tischchen heran-drängten. So nickte ich bloß eifrig: „Sissi!“

„Non mi da uno scontrino?“ fügte ich erstaunt hinzu, als der Beamte im Begriffe stand, mir Börse und Uhr abzunehmen, ohne mir irgend einen Kupon oder etwas Derartiges auszuhändigen.

„Uno scontrino? — No.“

Damit verschwand Uhr und Börse in der Lade des Tischchens, und ich stand ziemlich verdutzt und unschlüssig da.

Ein sonderbares Procedere, in der Tat! Ich war so verblüfft, daß ich nicht einmal die Börse geöffnet hatte, um dem Beamten den Inhalt hinzuzählen, was doch selbstverständlich hätte geschehen müssen. Wenn nun bis zu meinem Weggang der Inhalt meines Portemonnaies auf die Hälfte zusammenschmolz, wie hätte ich da mein Recht geltend machen wollen. Ich hätte vielleicht noch riskieren müssen, als Betrüger an die Luft gesetzt zu werden. Aber von den Angestellten des Etablissements selbst bestohlen zu werden: da ging meine Diebsfurcht doch wohl zu weit. Aber konnte nicht irgend eine der zwei- bis dreihundert Personen, die eben die Anstalt bevölkerten, statt meiner die Wertsachen abholen? Der Beamte hatte ja kaum flüchtig nach mir hingeschaut! Die Szene war übrigens von wenigstens zwanzig Personen beobachtet worden. Mit sehr gemischten Gefühlen schritt ich meiner Kabine zu, um nicht schließlich auch noch darum — bestohlen zu werden. Schließlich überwand doch das Zutrauen zu dem Etablissement, das das Eigentum seiner Gäste doch unmöglich so leichtfertig aufs Spiel setzen konnte, meine anfänglichen schweren Bedenken, und ich gab mich endlich dem Schwimmsport und in kleinen Rennbooten, die den Badenden zur Verfügung standen, dem Rudersport mit vollem Vergnügen und fröhlichster Sorglosigkeit hin. Als ich aber etwa zwei Stunden später, als das Bad sich allmählich wieder etwas zu entvölkern begann, zufällig in der Nähe des Eingangs vorbeischlenderte, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß der Angestellte an der Kasse verschwunden war. Badegäste gingen ab und zu; einzelne schienen auf andere zu warten, und einer hatte sich gar auf das Tischchen gesetzt, in dessen Lade meine Wertsachen verschwunden waren. Und nun kam mir in den Sinn, daß der Beamte die Schublade nicht einmal verschlossen hatte!

Ich rannte umher, den Kassenbeamten zu suchen, und fand ihn endlich vorn auf der Plattform bei einem Glase Wein, im eifrigen Gespräch mit einem Freunde. Ich reklamierte ziemlich energisch meine Börse und meine Uhr.

„Vengo subito“, erwiderte er gelassen, trank sein Glas gemächlich aus, beendete das mit seinem Freunde angeschnittene Thema und begleitete mich dann zur Kasse, wo er aus der unverschlossenen Lade meine Sachen hervorholte. Ich öffnete hastig meine Börse, überzählte rasch den Inhalt: Es fehlte kein Soldo. Ich fragte nach der Schuldigkeit. — „Niente, signore!“ — Für eine Mancía, ein Trinkgeld, war er freilich zu haben. Auf meine Frage, ob denn hier tatsächlich keine Diebstähle vorkämen, erwiderte er: „Ah no, non ci sono ladri!“

Ich konnte nicht umhin, ihm mein Erstaunen und meine Freude auszudrücken. Er nahm meine Komplimente mit gelassenem Lächeln, mit dem Stolz eines Spaniers hin . .

Das kleine Hotel, in dem ich logierte, das einzige in Lérici, lehnt sich an den ziemlich steil abfallenden, mit Olivenwäldern, Villen und einzelnen Gehöften besetzten Bergabhang. Mit Blüten über und über bedeckte Oleander- und Granatbäume hangen zu den nördlichen Fenstern herein, während die südwestlichen Fenster und Balkone einen entzückenden Ausblick auf den weiten herrlichen Golf von Spezia und auf die kleine Bucht von Lérici gewähren. Das Essen wurde unter dem dichten Schatten eines Zitronen- und Orangengartens eingenommen, der durch eine hohe Mauer von der Straße und dem Meer getrennt war. Die andern Gäste des Hotels, lauter Italiener, kümmerten sich herzlich wenig um die wundervolle Landschaft, deren Schönheit ich in vollen Zügen genoß. Der Wirt, der die Gäste selbst bediente, hatte meine Freude an der prächtigen Natur gleich bemerkt und suchte mir nun mit der zartesten Aufmerksamkeit den günstigsten Platz aus, öffnete dann die Salousien in der Mauer

nach dem Golf hin so weit, daß kein lästiger Sonnenstrahl in den Pergolato hineinfiel und daß ich trotzdem die ganze Bucht überblicken konnte. Und so bemühte er sich fortan bei jeder Mahlzeit, mir den herrlichen Ausblick ungeschmälert zu verschaffen und doch mich selbst und die übrigen Gäste vor der brennenden Sonne zu schützen.

Ich fände kaum Worte, um auszudrücken, wie wohl ich mich in diesem kleinen, vom Fremdenstrom noch unberührten Badeort befand. Meine Italienreise fand hier einen Abschluß, wie er sich schöner kaum denken läßt.

So ganz ungeschoren sollte aber doch der allzu sonnige Süden den Sohn der Schweiz nicht entlassen. Daß ich mich über das Hitzgejammer oft lustig gemacht, das konnte die italienische Sonne doch nicht so ganz ungeahndet durchgehen lassen. So sann sie auf Rache . . .

Ich war während des Morgens früh in den lichten Delbaumbergen herumgeklattert, brachte den spätern Vormittag, wie die zweite Hälfte des Nachmittags im Bade zu, wühlte mich im warmen Sande ein, oder ließ mich ohne Kopfbedeckung von den sanften Wellen schaukeln. Nach kurzem Aufenthalt schon meldete sich eines Abends ein Gast bei mir, der mich zur sofortigen Abreise zwang: Es war ein rasender Kopfschmerz, der mich zwei Tage lang quälte. Und als ich endlich zu Hause anlangte, da mußte der Arzt geholt werden, und seine Diagnose lautete: Hitzschlagerscheinungen.

Nun, so schlimm war's schließlich doch nicht; jedenfalls vermochte der unerwünschte Epilog die schönen Erinnerungen an meine Italienreise in keiner Weise zu trüben oder zu verdunkeln.

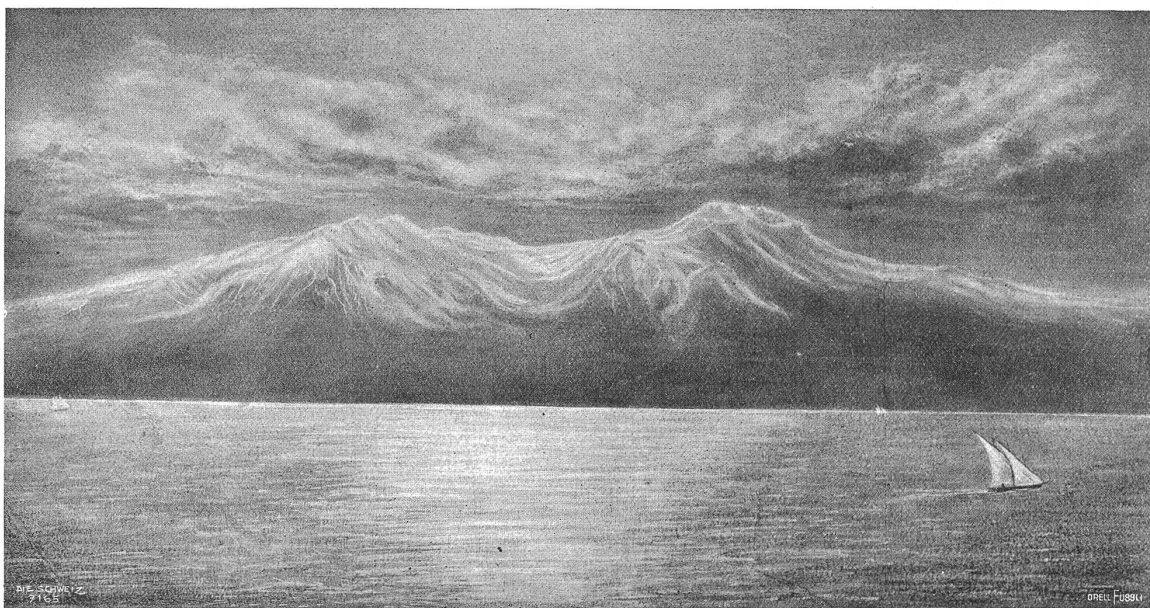
Don der Olympfahrt des Ingenieurs Eduard Richter.

Die Schicksale des deutschen Ingenieurs Richter sind aus der Tagespresse sattam bekannt. Wir wollen uns deshalb darauf beschränken, seinem Bildnisse und der Ansicht seines Reisezieles nur einige erläuternde Bemerkungen beizufügen.

Der Olymp ist ein in Griechenland und Kleinasien mehrmals wiederkehrender Bergname. Das bedeutendste unter den Gebirgen desselben Namens liegt an der Nordgrenze Thessaliens und gehört heute zum türkischen Wilajet Saloniki.

Sein höchster Gipfel (2985 m) ist häufig von Wolken umhüllt, hat aber keinen ewigen Schnee. Die Abhänge des Gebirges sind teils mit Tannen und Laubwald bewachsen, teils schroff abfallend, kahl und von wilden Bergwassern zerrissen. Unser Bild sieht den Olymp vom Golf von Saloniki aus.

Ueber die Gründe, die Ingenieur Richter bewogen haben, eine Reise nach dem griechischen Götterberge zu unternehmen, läßt sich dieser selbst vernehmen:



Der Olymp.